

Unterhaltungs-Beilage

Und im Unglück nun erst recht!

421

Ein deutscher Roman von Hermann Richter.

Ludwig zog sich die bequeme Hausjacke an. Während die Wirtin emsig draußen hantierte, ging er nachdenklich im Zimmer auf und ab.

Alles umsonst!

Nun er, der Ketter! Wieder ein anderer dem Herzen Franziskas näher als er selbst! Denn sie würde den Edelmut, die Selbstlosigkeit Friedrichs — Eigenschaften, die sie an ihrem verstorbenen Diener so hoch geschätzt — bewundern und darob seine eigenen Rettungsversuche vergessen, oder doch in ein winziges Licht gerückt sehen. Sie wußte ja nicht, welches Opfer er gebracht hatte!

Die Wirtin trat ein.

„So, Herr Ministerialrat! Guten Appetit — und hier ist die heutige Abendzeitung!“

Ludwig bedankte sich und wollte ihr eben Gute Nacht wünschen, da sagte die Frau zögernd:

„Darf ich noch etwas fragen, Herr Ministerialrat?“

„Bitte sehr, liebe Frau Wilke!“

„Arbeiten denn Herr Ministerialrat jetzt auch in Strafsachen?“

„Wieso? Ich in Strafsachen? Sie wissen doch, daß die Ministerien sich außer dem Reichsjustizministerium nicht mit Strafsachen befassen, und dies Ministerium auch nur in Fragen der Gesetzgebung und Justizverwaltung.“

„Aber, ich meine — praktische Strafsachen — Gott wie soll ich mich ausdrücken — wie so'n Staatsanwalt?“

Ludwig lachte, zuckte aber im gleichen Augenblick zusammen.

Staatsanwalt?!

Der fremde Mann von heute nachmittag — — —

„Ich dachte nur,“ begann Frau Wilke wieder, „weil mir der Mann“ —

„Von heute nachmittag?“

„Ja der, wie so'n Kriminaler vorkam.“

„Wie ein Kriminalbeamter?“

„Ja, oder wie ein Gerichtsbeamter —, doch das ist natürlich ein Unfinn.“

In diesem Augenblick schellte es.

Die Witwe klopfte auf.

„Kann, bei mir? Ist denn heute der Teufel los? Gute Nacht, Herr Ministerialrat, wünsche angenehme Ruhe!“

„Gute Nacht, liebe Frau Wilke. Und träumen Sie nicht von dem Kriminaler!“

Ludwig lachte abermals. Ihm war aber gar nicht wie Lachen zumute.

Er hörte draußen Stimmen — seinen Namen nennen. Dann klopfte es.

In nicht zu bannender Erregung rief Ludwig: „Herein!“

Die Witwe trat ein.

„Ein Telegramm, Herr Ministerialrat! 's muß ganz was dringendes sein. Der Bote sagte, er müsse es nachts bestellen, weil das mit bezahlt wäre.“

Ludwig riß das Telegramm auf.

„Sofort Scheck in Geld umsetzen und mit gesamter

Summe umgehend hierher zurückkehren. Vater und Franziska einverstanden. Drahtet an mich, wann Eintreffen. Justizrat Friedrich.“

Was war das?

Dann sprang er auf und stieß einen Ruf der Befreiung, des Jubels aus: Die helle Frau rief ihn!

Und der Vater!

Doch nicht alles umsonst gewesen?

Was war geschehen?

Er grübelte und grübelte, während er die Schrippen hastig verschlang und den Tee hinterstürzte.

Das Kursbuch — —, wann ging der nächste Zug?

Doch nein! Er mußte ja erst den Scheck einlösen. Heinrichs müßte morgen früh notfalls, wenn Schwierigkeiten sich ergeben sollten, mit zur Bank. Und Urlaub müßte er sich auch wieder erbitten!

Schlafen? Jetzt schlafen?

Daran war nicht zu denken trotz der vorigen Nacht, die er fast schlaflos verbracht, und des anstrengenden Tages und der zermürbenden Rückfahrt.

Morgen! Das Morgen wollte er wachend erwarten, das Morgen, das der über alles Geliebten und dem teureren Vater die Rettung bringen sollte —

Mit fiebernden Händen griff er zum Kursbuch und sah die Züge nach, die am nächsten Nachmittag nach der Heimat fuhren. Günstigenfalls konnte er morgen abend schon daheim sein — in dem alten Schloß, das bisher seit der Revolution nur die Tränenstraße Bab-el-Mandeb als Weg zu ihrem Herzen gekannt, die er nun in eine Freudenstraße verwandeln wollte —

Da fiel sein Blick auf die Zeitung.

Die Überschrift — — fett gedruckt —

Auffecherregende Verhaftungen von Ministerialräten. Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen.

Stand das wirklich da oder war es nur das Spiel seiner erhitzen Phantasie? Die Ausgeburt seiner übermüdeten Nerven?

— Doch nein!

Die Überschrift blieb und fraß sich wie höllisches Feuer in sein Herz.

Er überflog den Text:

Der Ministerialrat Heinrichs sowie der Ministerialrat Werther sind heute mittag verhaftet worden, da sie amtliche Gelder unterschlagen bzw. veruntreut haben sollen. Näheres konnten wir bis zum Redaktionschluß noch nicht erfahren. Wir hoffen aber, morgen unseren Lesern Einzelheiten mitteilen zu können. Wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, stehen weitere Verhaftungen von hochgestellten amtlichen Persönlichkeiten bevor —

Da stand es wirklich — schwarz auf weiß.

Die Gedanken jagten sich im Hirn des Gehekten:

Alles verloren!

Morgen früh würden sie ihn verhaften — das war sicher — der Mann, der heut nachmittag — —

Gab es keinen Ausweg?

Wenn er heut nacht noch den D-Zug, der um 1,30 Uhr vom Bahnhof Friedrichstraße abging —

Er zog die Uhr.

Halb eins.

Los!

Doch halt!

Zeige fliehen? Das tat ein Sodern nicht. Im Unglück ein Mann sein — nun erst recht! Es wäre auch ein Bekenntnis einer Schuld gewesen, die er nicht anerkennen konnte.

Doch der Gedanke des Helfenwollens, des Helfenmüßens gewann immer wieder die Oberhand und suchte nach einer Lösung.

War's wirklich eine Flucht, wenn er unschuldig war?

Doch: war er denn unschuldig?

Und — sie würde das Geld nie nehmen, wenn sie erfuhr —

Und wenn er morgen den Scheck in der Heimat einlösen wollte, war er wahrscheinlich schon gesperrt —

Keinen Ausweg —

Dem Justizrat Friedrich sofort den Scheck schicken —

Nein! Auch das war seiner nicht würdig. Wie leicht konnte ihm das als Beseitigung des belastenden Beweismaterials ausgelegt werden.

Ludwig wurde ruhiger. Er ordnete seine Gedanken und überdachte nochmals die ganze Lage, in der er sich befand.

Und er kam zu dem Entschluß, auszuharren und fest dem Schicksal des nächsten Morgens ins Antlitz zu schauen.

Am nächsten Morgen wurde Ludwig von Sodern verhaftet, weil er dringend verdächtig sei, als Mittäter oder Gehilfe sich der Untreue schuldig gemacht zu haben und weil Verdunkelungsgefahr bestand.

Der Scheck wurde beschlagnahmt.

XXIX.

Als Klaus-Dieter mit wirrem Kopf erwachte, schien die Winter Sonne auf das Bett, in welchem ihn Heinz Menzel geborgen hatte.

„Wo bin ich nur? Was ist los?“

Da öffnete sich die Tür, und Heinz Menzels lustiges Gesicht lugte herein.

„Na, Vangeschläfer, endlich ausgegählet? Es ist mittlerweile elf Uhr geworden.“

Klaus-Dieter sprang aus dem Bett.

„Sag' mal, Heinz, wie bin ich eigentlich hierher gekommen und was ist denn nur passiert?“

Heinz Menzel setzte sich rittlings auf einen Stuhl, während Klaus-Dieter mehrmals den Kopf in die Waschküffel tauchte.

„Du hattest einen niedlichen Schwips, Kleiner.“

Noch immer tauchte der den Kopf in die Schüssel und stöhnte wohligh:

(Fortsetzung folgt.)

„La Vicomtesse de Marmaront“

Die Geschichte einer Rose von Georg Paul Lüke

Das Ungeheuer Paris schlief nach blutswangereen Tage. Zuweilen nur drang stumpfer Rhythmus aus trunkenen Kehlen, die Marceillaise, verebte in muffigen Gassen. Schwach erhellte vom Widerschein der Laternen lastete die Nacht.

Der Bürger Latour warf einen zagen Blick auf die Straße, wo ein Schatten sich an den Mauern drückte, schloß dann das Fenster und zog den Vorhang vor. Trat zurück in die ärmliche Stube an den wädeligen Tisch.

Der im Lustzug nachzitternde Schein der Kerzen im Armleuchter täuschte ihm flüchtige Bilder vor, wesenlose Frauenpuppen, zierlich schreitende Kavaliere.

Schmalträug stand ihm die Nase zwischen den Wadenfalten, und seine Augen trugen einen Schimmer von Melancholie.

„Vorbei!“ stieß er durch zusammengepreßte Lippen. Ein Griff an die hochgeschlossene Halsbinde, ein Streichen über das modisch gekämmte schwarze Haar, das in Strähnen auf die Schultern fiel, dann zog behutsam die sorglich gepflegte schmutzlose Hand die Hülle von der Vitrine, und scharfer stand sein Blick in das Glas.

Saantgrün, fiberüberhaupt hüllten die jungen Blätter den Siod. Im Werden lag, weich im Flaum der hüllenden Dede, die junge Knospe. Was schönen Frauen zum Dienst einst Spielerei, gab ihm heute largen Verbisst, den niemand ihm weidete.

Was wollte man von ihm? — Aus der Kunst eines Narren, der seinen Rosen lebte, als wären sie seine Kinder, zogen heute die Blumenmädchen klingenben Nutzen. So lebte er dahin, traumhaft, glücklos, der einen da nur zur Liebe, in der noch einmal Jahrhunderten der Inhalt seines Lebens erstehen sollte.

Die erwartende Elternliebe dem Kommanden schon vor der Geburt den Namen suchte, war die Bezeichnung das erste gewesen, was er seiner Züchtung gab. Keiner kannte das seltsame Geheimnis, das, im Geheimfach wohl verwahrt, ein Zufall vielleicht einmal den Nachkommenden enthüllte.

Ein Klopfen an der Tür. Hastig streifte Latour die Hülle über das Glas, ging hin und öffnete, nahm das Kästchen und gab eine Hand voll Gold dafür. Lauschte noch, bis der Bote sich entfernt, verriegelte die Tür und stellte den Kästchen auf den Tisch, öffnete ihn mit leisem Erschaubern.

Zehn Fläschchen enthielt er heute, jedes mit Etikett versehen, auf dem ein Name stand.

Zehn — hatten heute den Nacken der Guillotine gebeugt. — Eines nach dem anderen entnahm er, prüfte den Inhalt gegen das Licht, las: „Enid de la Marquerie!“ — Der Lebenssprüdenbe, der ihm lachend noch die Hand gedrückt vor der Flucht nach England. — Heute als Spion des Königs gerichtet.

„Amarante de Venticours.“ — Gute, alte Dame! Dafür, daß sie zum Entsetzen der Noblesse von Versailles mit vier Klappen durch stinkende Gassen fuhr und Louisd'ores freute, hatte ihr heute die wiebernde Menge den Dank quittiert.

Und andere waren da, Sterne einst am Himmel eines Königs, Flittergold heute, de Belleville, der geistreiche Blänker — Gentil de Bibis von der Schweizer Garde, Spieler und Jaborit einer Königin — die Brüder Barjerac de Cuvillier, die ewigen Spötter — Saintclair, der hübsche Abbe und . . . da?

Latour taumelte, schloß die Augen, trampfte mit bebender Faust den Tisch.

Nein! — Nein! — Ein Schrei würgte herauf aus stotender Kehle, gellte in die Stille der Nacht: „Margarose, Vicomtesse de Marmaront!“

Da stand mit plumper Tase hingemalt auf schmutziges Papier der Name, der ihm einst alles gewesen.

Die Rose, die der faulende Atem einer stidig gewordenen Zeit ihres Duftes nicht hatte berauben können, weil sie nur ihn geliebt, hatte der Sturm gebrochen.

Mit zitternden Fingern hob er das Glas gegen das Licht. Funkelnder Rubin, Har und unverdickt, wie der Purpur von Burgund in lachender Sonne geboren, das Blut eines Kindes, heute vergossen, nur weil es einen Namen trug.

Das also sollte es sein? — Roseblanche de Marmaront im Dufte seiner Schöpfung wiederersehen? — Der edle Saft ihrer Aehren dem werdenden Gebilde Farbe geben, Wesen verleißen, Jahrhunderte entzücken in berauschender Wiebergeburt? —

Er hatte Rosen von seltenster Züchtung, gezüchtet durch den Saft, mit dem er sie nährte, hatte Wasser mit Giften getränkt, in der Retorte geklärt mit Hunderten glühender Blüten. Einer Laune folgend zum Experiment, hatte er das Blut verfeinerter Geschlechter, aufgefangan unter dem Schaffot, dem Schergen mit schönem Gelbe bezahlt.

War das Bestimmung? — Und er faltete die Hände zum Gebet: Nur zwei, drei Tage noch leben, bis die Knospe sprang, die Farbe nahm, die sie genährt. —

— — Mitten im Bogen der heulenden Meute ein heller Ruf: Es lebe der König! — Erstickt unter würgenden Häuten . . .

Am nächsten Morgen stand der Bürger Latour auf den schlüpfrigen Brettern in lichtseidener Aniehofe, jabotgeziertem Hemd, das Haar zierlich gekräuselt und gepudert wie einst. Er lachte dem Reifen des Böbels, denn das Wunder war ihm geworden, das Leben galt ihm nichts mehr. —

Und als der Scherge kam, in der Nacht dem Bürger Latour das Fläschchen zu bringen, auf dem ein Name stand: Guy, Marquis de la Journelle, fand er die Türe offen.

Eine vollenblühte Rose stand unter der Vitrine auf wädeligem Tisch, und ein seltsames Leuchten war da in der Dämmerung wie pures, rotes Gold. Doch als er das Glas hob und nach der Rose griff, sie der Liebsten zu bringen, durchschwängerte ein modrig süßer Duft betäubend den Raum. Die Rose blieb entblättert in seiner rauhen Hand.

„La Vicomtesse de Marmaront“ war zu zart für das Leben.

Aus dem gesellschaftlichen Leben

Von E. Nigma.

In einer Charlottenburger Villa fand kurz vor dem Kriege einmal ein wirklich origineller Kostümball statt. Veranstalter war der bekannte Werklager Kommerzienrat Stille, der fast den gesamten deutschen Bahnhofsbuchhandel in Händen hat, eines der gewinnbringendsten Geschäfte, die es gibt, und seine Gattin. Und die Idee war, daß jeder Gast in seinem Kostüm irgend einen Buchtitel verkörpern sollte. Diesen Gedanken hat kürzlich Frau Marie Anne von Goldschmidt-Rothschild geborene von Friedländer-Kuller aufgenommen. Sie gab nämlich in dem Palais ihrer Mutter am Pariser Platz einen „Bücherball“. Selten wohl sah man in der Reichshauptstadt so originelle und entzückende Kostüme. Eine der reizendsten Erscheinungen war die Schwägerin der Gastgeberin, Frau Erich vom Goldschmidt-Rothschild geborene Gräfin Wendel-Donnersmard, als „Ramon Lescaut“ und die Prinzessin Liti von Thurn und Taxis geborene Prinzessin Metternich als der „Weiße Traum“ von Rainer Maria Rilke. Die Gastgeberin selbst war als „Beißen Fäde“ von Hugo von Hofmannsthal kostümiert.

In den Kreisen des Reitsports war die Vermählung des bekannten Turnierreiters Marten von Barnekow, Leutnant im 6. Reiterregiment in Pasewalk, mit Fräulein Ilse Geese-Welti, der reizenden, nicht weniger bekannten jungen Reiterin, das gesellschaftliche Ereignis der vergangenen Woche. Herr von Barnekow, der aus einer Familie des Rügenischen Uradels stammt, ist ein Sohn des in Schwerin lebenden Majors a. D. Eward von Barnekow, letzter Oberstallmeisters des Herzogs von Sachsen-Altenburg, und seiner Gemahlin geborenen Genlot. Dagegen stammt die junge Frau von Barnekow aus der Berliner Großkaufmannschaft. Ihr Vater hat eine Papiergroßhandlung, während ihre Mutter aus der bekannten Schweizer Großindustriellenfamilie Welti kommt.

Auch die politische Welt hatte in der letzten Woche ihren Gossip, wie der Engländer das Gerede über ein gesellschaftlich interessantes Ereignis nennt, die Verlobung der Politikerin Katharina von Oheimb (Kathinka) mit dem Reichstagsabgeordneten Landrat a. D. Siegfried von Kardorff. Eine siebenjährige Freundschaft geht damit in den nächsten Tagen in die Ehe über, denn die beiden wollen schon am 9. April in Goslar, wo Frau von Oheimb ein entzückendes Landhaus besitzt, heiraten. Herr von Kardorff ist schon in der zweiten Generation führender Politiker.

Frau Katharina von Oheimb geborene van Endert, die aus Neuf Stamm und eine Schwester der bekannten Kammerfängerin Elisabeth van Endert ist, heiratet jetzt zum vierten Male. Ihr erster Gatte war ein rheinischer Maschinenfabrikant, ihr zweiter Ernst Albert, der 1911 starb, stammte aus den chemischen Werken von S. und E. Albert in Dieblich, ihr dritter Gatte, von dem sie seit 1923 geschieden ist, war der Rittergutsbesitzer Hans Joachim von Oheimb. „Daß Frauen dreimal heiraten, gibt es manchmal, aber viermal, das ist doch äußerst selten. Natürlich Männer, denen macht es nichts, die laufen ruhig vier- oder fünfmal zum Standesamt!“ Das höre ich im Geiste manche Leserin sagen. „Nein, meine Gnädigste, ich kenne drei Fälle aus der Gesellschaft, in denen Frauen erst mit dem vierten Male wirklich glücklich wurden, zum Beispiel die reizende amerikanische Gräfin Lydia Griswold.“

Sie heiratete erst einen Herrn von Daimbowski. Bald darauf Witwe geworden, wählte sie als zweiten Gatten den österreichischen Legationsrat Baron Sterned, der aber auch schon nach einem Jahre dieses Jammertal verließ. Dann wurde sie in dritter Ehe die Gattin seines gleichnamigen Onkels, des bekannten österreichischen Admirals und Marinekommandanten. Aber auch dieser segnete schon nach einem Jahr das zeitliche. Nun blieb die Baronin, die natürlich aberläubisch geworden war, zehn Jahre Witwe und heiratete erst 1907 zum vierten Male wieder, und zwar den sächsischen General Freiherrn von Hammerstein-Loxten. Seine Kameraden prophezeiten auch ihm den Tod nach kurzer Ehe. Sie hatten Unrecht. Die Hammersteinsche sehr glückliche Ehe dauerte vierzehn Jahre und wurde erst durch den Tod der Baronin gelöst.

Auch die geschiedene Gattin des durch den Hardenprozeß bekanntgewordenen Generals Grafen Runo Moltke — sein Epitheton in der Hofgesellschaft war Titi — ist erst in vierter Ehe glücklich geworden. Eine geborene von Gehden, heiratete sie den Rittergutsbesitzer von Kruse-Meehow, welcher starb. Ihr zweiter Gatte war Graf Moltke, von dem sie nach dreijähriger Ehe geschieden wurde. Nicht viel länger dauerte ihre dritte Verbindung mit einem Herrn von Elbe, und jetzt ist sie seit über zwanzig Jahren die in ungetrübtter Ehe lebende Gattin des Herrn Joseph von Schoeler.

Endlich ist noch Frau Nora von Siemens geborene Kückli aus Karlsruhe zu nennen, die vor drei Jahren ebenfalls eine vierte Ehe schloß und zwar mit Herrn Werner F. von Siemens, der im Aufsichtsrat des Siemenskonzerns sitzt und Großaktionär von Siemens u. Halske ist. Frau von Siemens war in erster Ehe mit dem früh verstorbenen Herrn Carl von Siemens, einem Sohne des sogenannten Petersburger Siemens, verheiratet. Ihr zweiter

Gatte war Prinz Malcolm Khan, Sohn des persischen Gesandten in London. Von ihm ließ sie sich bald scheiden. Sie nahm ihren Witwenamen Frau von Siemens wieder an, mietete sich den üblichen Palazzo in Rom, den man haben muß, wenn man dort eine Rolle spielen will, und machte ein großes Haus in der Tiberstadt. Jung, schön, reich und interessant, wurde sie viel Hofiert, besonders von italienischen Abgeordneten und höheren Offizieren. Eine Frau, die viel gefeiert wird, hat natürlich Feinde und Neben in Hülle und Fülle. Und so erschienen eines Tages in der italienischen Presse Artikel, die Frau von Siemens beschuldigten, Spionin zu sein, und ihre Ausweisung aus Italien verlangten. Frau von Siemens, die keine näheren Verwandten hatte, war diesen Gerüchten schuldlos preisgegeben. Da stellte sich ein alter italienischer General, Graf Cossato, der viel in ihrem Hause verkehrt hatte und sie seit Jahren hoffnungslos liebte, vor sie und verteidigte ihre Ehre in verschiedenen Duellen. Darüber reichte ihm Frau von Siemens die Hand, und die unter so romantischen Umständen geschlossene Ehe wurde trotz des Altersunterschiedes äußerst glücklich. Der General starb während des Krieges und seine Witwe ging auf Reisen, bis sie im Herbst 1923 ihre vierte Ehe schloß.

Ihr letzter Mann, Herr Werner F. von Siemens, war übrigens auch schon zweimal verheiratet und geschieden. Seine erste Gattin war eine Tochter des Direktors Hed vom Berliner Zoologischen Garten, seine zweite eine Engländerin. Herr und Frau von Siemens haben sich erst im letzten Herbst in Berlin sehaft gemacht und in Rankwitz, Gärtnerstraße 25-32, einen wunderschönen Besitz gekauft. Dort hat die schöne und geistreiche Frau Nora von Siemens schon in diesem Winter ein großes Haus gemacht und dadurch die Berliner Geselligkeit wesentlich bereichert.

„Götterdämmerung“ im Stadttheater

Nach der von Leidenschaft und Frühlingsturm erfüllten „Walfüre“ der einem ruhigen, sonnigen Sommertag gleichende „Siegfried“ und gestern — die von herbstlich-wintertidem, düsterem Dunst erfüllte „Götterdämmerung“ und mit ihr der Schluß der gewaltigen Ring-Zytralogie. Mit ihr ist zugleich der Ring der Handlung wieder geschlossen worden, mit ihr hat die große Idee des Dramas ihre Bewirklichung gefunden.

Im der Aufführung dieses Schlußstückes zur Nibelungen-tragödie ein möglichst gutes Gelingen zu sichern, war man an unserer Bühne nach Kräften und auch mit Erfolg bemüht gewesen. Hans Koessert am Dirigentenpult leitete das Ganze mit großer Umsicht, und im allgemeinen mit glücklicher Auffassung; auch verstand er es, die gewaltigen Steigerungen und Höhepunkte (Trauermarsch!) herauszuarbeiten, wenn auch mitunter das Orchester hätte noch mehr zurückgehalten werden müssen. Jedenfalls hatte er sich mit viel Verständnis und Liebe der nicht leichten Aufgabe angenommen und wird zweifellos, wenn er noch mehr über seiner Partitur steht, in weiteren Aufführungen die Leistung noch steigern können. Das Orchester spielte klug und aufmerksam und hielt sich in allen Gruppen recht gut. Eine Verstärkung der Streicher könnte jedoch gegenüber dem „Blaspänger“ nur von Nutzen sein.

Von der Bühne durfte man ebenfalls erfreuliche, mitunter ausgezeichnete Eindrücke aufnehmen.

Die Siegfried-Partie war mit Ernst Neubert (vom Magdeburger Stadttheater als Gast i. V.) am wenigsten glücklich besetzt; das teilweise etwas gepreßte klingende Organ sprach erst im letzten Aufzug mehr an, und außerdem fiel bei sonst gutem Spielvermögen die mehr naturburchenbarte (Hedro?) — statt heldenhafte Charakterisierung der Siegfriedgestalt auf. Eine Großtat vollbrachte Margarethe Fiege als Brünnhilde. Wenn auch indisponiert, wuchte die Künstlerin doch stimmlich tapfer durchzuhalten und bot auch darstellerisch Hervorragendes (2. Akt!). Nicht minder wuchte Gertrud Chahes durch angenehmen Singsklang und in der äußeren Erscheinung zu überzeugen. Als Gunther bestach Ewald Böhmer mit seinem warmen, edlen Organ und durch seine Charakteristik der Rolle, während Alfred Schütz einen Hagen von überzeugender, durch die Maske bestens unterstützter Wirkung gab. Heinrich Kreuz vermochte mit seinem recht saft- und kraftlosen Alberich jedoch nicht zu fesseln; wo blieb die Dämonie?

Recht glücklich wuchte sich auch Ica von Parsh mit Waltraute und den beiden kleineren Rollen (Horne und Rhein-tochter) abzufinden, wobei sie in den letzteren durch Magda Schelle und Charlotte Stempel Unterstützung fand.

Der Chor zeigte sich, wenn er auch den Auftritt in Intonation und Rhythmus versiebt, dann später durchaus sattelfest. Die geschickte Hand August Kähler als Oberpielleiter war überall zu spüren. Die Bühnenbilder waren malerisch angelegt und wurden durch die notwendigen Lichteffekte weiter ergänzt. Die 5½ Stunden dauernde Aufführung wies erfreulicherweise ein volles Haus auf, welches denn auch mit Beifallbegeugungen — namentlich am Schluß, hier sogar mit Blumen nicht kargte. Die Solisten sowie Dirigent und Spielleiter durften sich wiederholt zeigen.

Dr. Alfred Fast.

Was Amerika von uns lernen kann

Post — Eisenbahn — Polizei in Amerika und Deutschland

Von Dr. Friedrich Koch-Wawra

Wir Europäer sind seit Jahrzehnten darauf abgerichtet, in allen Dingen das großmächtige Amerika zu bewundern.

Wie sehen die Dinge in Wirklichkeit aus? Ist in der Tat jede amerikanische Besonderheit ein Muster ihrer Gattung und jede deutsche Einrichtung zu Verbesserungsbedürftig, daß wir von Amerika lernen müssen? Wir werden ein paar Beispiele betrachten, bei denen der Fall umgekehrt liegt. Nur ein paar. Sie ließen sich, nebenbei bemerkt, zu einer stattlichen Liste aufzählen.

Da wäre das Telephon. Der amerikanische Fernsprecher ist ein Unikum der Unbequemlichkeit. Eine kleine Ohrtrumpete muß man mit einer Hand festhalten. Beim Sprechen muß man mit dem Munde an eine kleine Tube herangehen, die an einem Ständer festhält, so daß man entweder mit der anderen Hand den Ständer festhalten oder aber in höchst unbequemer Stellung am Tisch sitzen muß.

Da wäre die Post mit ihren oftmals unsauberen, verbesserungsbedürftigen Beamten. In den amerikanischen Großstädten fehlt die Hochpost. Ein gewöhnlicher Stadtbrief, der um 10 Uhr morgens in Chicago in den Briefkasten geworfen wird, erreicht den Adressaten erst am folgenden Morgen. Die amerikanische Post könnte unendlich viel von dem deutschen Schwesterinstitut lernen. Es ist statistisch festgestellt, daß von tausend gewöhnlichen Paketen in Amerika durchschnittlich fünfzehn verloren gehen. Die Verlustziffer für Deutschland ist etwa hundertmal geringer. Die Sicherheit des deutschen Postdienstes wurzelt eben in dem Pflichtgefühl des deutschen Beamten. Menschliche Arbeitskraft ist in Amerika sehr teuer; daher wird mit einem geringstmöglichen Aufwand an Personal gearbeitet. So ergibt sich die Unsicherheit der Leistung.

Der amerikanische Policeman ist in den meisten Fällen die fleischgewordene Autorität mit Pistole und Gummiknüppel. Dieser Betreff hat das „rotblütigen Latmenmenschen“ hat nur Respekt vor Damen. Nichtamerikaner, besonders alle Männer, (die in Amerika ohnehin nichts wert sind), sind für ihn meistens Nullen. Er schnarrt die Auskunft durch die Zähne. Wer es nicht verstanden hat, mag sich zum Teufel scheren! Der amerikanische „cop“ (Polizist) ist ein „Dorrenmensch“, für „Dorrenmenschen“ zugeschnitten; für Männer, die auch so aussehen wie er, die auch einen Gummiknüppel tragen könnten. Er ist der kraftmeierische Vertreter der Pionier-Weltanschauung. (Die Verweiblichung des Gefühlslebens

liegt gerade in der Ueberlegenheit der amerikanischen Frau über diese Art von Männern.)

Vieles ist am amerikanischen Eisenbahnwesen zu tadeln, und der Ruhm, eine der pünktlichsten und saubersten Eisenbahnen der Welt zu besitzen, gebührt nach wie vor dem Deutschen Reich. Jemand will in Deutschland Eisenbahn fahren, sagen wir von Halle nach Erfurt. Wer auf dem Hauptbahnhof Halle in den verkehrten Zug einsteigt, muß entweder blind sein oder nicht Deutsch können. An den Wagen unserer Eisenbahnzüge hängen weiße Schilder, die genau das Fahrtziel bezeichnen: „Von Halle über Weizensfeld, Apolda, Weimar nach Erfurt.“

Und in Amerika? Die Züge — von besonderen Ausnahmen abgesehen — sehen aus wie lange, formlose Kästen. Die Fenster der gewöhnlichen Personenwagen sind klein und niedrig und lassen sich nur mit schwerer Mühe öffnen. Die Züge brausen herein und heraus. Woher kommen sie, wohin gehen sie?

Ein Neger stellt das Fußbänkchen hin und kündigt mit gurgelnder Stimme, die weil seine Augen rollen: „Expres The Sandman, Nicht away to Denver, Albuquerque, El Paso, Los Angeles!“ Neger quargeln immer, schreien immer und stülpen immer ihre Augen nach außen. Wer den Neger nicht verstanden hat, mag einsteigen, wo es ihm beliebt. Kein Mensch fühlt sich bemüht, einen Reisenden zu bescheiden. Man frage einen Stationsmann! Er setzt kummelnd weiter. Er ist angestellt und wird dafür bezahlt, acht Stunden täglich die Station zu fegen. Was geht ihn der alte Herr an!

Dies sind ein paar Beispiele, die wir — als Erscheinungen des amerikanischen Lebens — auf eine gemeinsame Grundlinie bringen können. Europa ist reif und entwickelt; als Erdteil ein differenziertes, feines Gebilde; als Staatenverband von männlicher Schöpferkraft durchdrungen; unsere „Alte“ Welt besitzt die Ueberlegenheit, die sich auf Kultur, Tradition, Herrtum mit Schichtung und Auslese, auf großen Namen und Werken, auf Errungenschaften der Ueberzeugung und des Gelehrtenidealismus aufbaut. Darum erkennt der Europäer das Individuelle an. Er hat Ehrfurcht vor dem Einzelnen und seiner Eigenart und achtet berechnete Wünsche, sei der Einzelne nur ein andalusischer Bauer oder ein dänischer Fischer, ein steirischer Gamsjäger oder ein Bett aus der Konfektion.

Henry Ford keinem Attentat zum Opfer gefallen

New-York, 2. April. Ueber die Ursachen des Automobilunfalls Henry Fords ist bisher noch nicht der Schleier des Geheimnisses gelüftet worden. Während Fords Detektive von einem Attentat sprachen, glaubt die Polizei nur an einen Unglücksfall. Auf jeden Fall hat die amerikanische Sensationspresse Fords Mißgeschick sehr ausgeschlachtet.

Schwerer Schiffszusammenstoß

Ein spanischer Dampfer gesunken.
London, 1. April. Nach einer Meldung aus Gibraltar stieß der englische Dampfer „Antbor“ acht Meilen südöstlich von Gibraltar infolge des dichten Nebels mit einem spanischen Dampfer zusammen. Der spanische Dampfer sank binnen zehn Minuten. Der Kapitän und sechs Mann der Besatzung konnten gerettet werden, während die übrigen 18 Mann wahrscheinlich ertrunken sind.

Brandkatastrophe in Ungarn

Budapest, 2. April. In der Stadt Körömezö im Komitat Maramaros brach in einem Hause ein Brand aus, der sich bei dem starken Sturm mit rasender Schnelligkeit ausbreitete. In kurzer Zeit standen ganze Straßenzüge in Flammen. 120 Häuser sind bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Zahlreiche Menschen sollen ums Leben gekommen sein.

Der Tod auf der Lokomotive. Der Oberlokomotivführer Simon Grieb, der im 58. Lebensjahr stand, wurde am Dienstag, früh 6.50 Uhr, als er im Hauptbahnhof Augsburg den Personenzug 903 (Mün-München) nach München übernommen hatte, auf der stehenden Lokomotive von einem Schlaganfall ereilt, der seinen Tod zur Folge hatte.

Wieder eine Erderschütterung in Japan. Eine kurze, aber starke Erderschütterung wurde gestern, wie aus Tokio berichtet wird, in der Provinz Honsjin wahrgenommen. Unter der Bevölkerung herrschte erhebliche Aufregung. Indes wurde nur wenig Sachschaden angerichtet.

Raubüberfall auf einen Kassenboten

Berlin, 2. April. Nach einer Morgenblättermeldung aus Karlsruhe wurde gestern mittag ein Bote der Zellulosefabrik Magaz in der Nähe der Fabrik von zwei Burken niedergeschlagen, die ihm eine Ledertasche mit 21000 Mark Lohngebern entriffen. In der Nähe beschäftigte Männer nahmen die Verfolgung der Täter auf. Diese schossen auf die Verfolger, ohne jemand zu treffen und entkamen mit der Beute. Der Bote ist nur leicht verletzt.

Der Domelaprozess erst Ende April

Köln, 1. April. Entgegen anderweitigen Meldungen dürfte der Prozess Domela nicht vor Ende April zur Verhandlung kommen, da erst für die kommende Woche die Vernehmung des Hotelbesizers Kossenhaschen aus Erfurt im Weisem des Verteidigers Rechtsanwält von der Heyden in Magdeburg stattfinden soll.

Feuerkampf mit den slowakischen Bankräubern

Prag, 2. April. An der mährischen Grenze kam es gestern zwischen einer Gendarmerieabteilung und den Banditen, die die Bankfiliale in Sillein überfallen hatten, zu einem regelrechten Gefecht, in dessen Verlauf ein Wachmeister erschossen wurde. Die Räuber entkamen. Kurz darauf kam eine Gendarmeriepatrouille erneut mit den Banditen in Fühlung. Es entspann sich wiederum ein Kampf, der den gleichen Ausgang nahm. Ein Wachmeister blieb tot am Platze, die Verbrecher setzten ihre Flucht fort. Am späten Nachmittag konnte endlich einer der Räuber von einem Oberförster festgenommen werden. Man fand bei ihm 20000 Kronen, die zweifellos von dem Bankraube herstammen. Ein zweiter Bandit gab die Wafel kund, sich zu ergeben, tötete sich jedoch durch einen Schuß, als sich ihm die Gendarmen näherten. Bei ihm wurden 16000 Kronen und eine goldene Uhr vorgefunden.

Stürme im Kanal und Mittelmeer

London, 1. April. Der englische 4000-Tonnen-Dampfer „Burdale“ hat auf dem Wege nach Hamburg sein Steueruder verloren und ruft um Hilfe. Bei Lander ist ein anderer Dampfer, wahrscheinlich der englische Dampfer „Reville“, in Sturm gesunken. Die Besatzung konnte jedoch gerettet werden.